



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

nicht. Ebensovienig können Sie mir beweisen, daß es keinen Gott gibt. Sie können nur sagen, wir haben ihn mit unserm wissenschaftlichen Apparat nicht gefunden. Wir beide stehn ja, wie alle Menschen — „arme schwitzende Menschenhäupter“ —, vor dieser vorhandnen Welt wie vor einem Rätsel. Diese Welt, die da ist, die geformt ist, in der sich Zweckformen finden, wo kommt sie her? Das ist das Problem. Ein Problem besteht aus zwei Sätzen, die nebeneinander gestellt eine Undenkbarkeit ausdrücken. Man löst ein Problem, indem man einen Mittelsatz einschleibt, durch den die Denkmöglichkeit aufgelöst wird. Sie sagen, der Stoff gestaltet sich selbst, die Kreatur wandelt sich selbst im Kampfe ums Dasein. Der Stoff selbst ist sein Schöpfer und zweckkundiger Gestalter. Wir sagen, das löst uns den Denkwidernspruch nicht, denn eine intelligente Materie ist uns an sich eine Denkmöglichkeit. Wir sagen: der das „Etwas“ ins Dasein rief, der es nach weise vorausgesehenem Zweck formte, ist Gott. Sie sagen: die Wissenschaft hat keinen Raum und kein Verständnis für den Begriff Gott. Wir können Gott zur Erklärung des Welträtsels nicht brauchen. Aber wir alle beide reichen bei der Erklärung des Sichtbaren und Greifbaren mit dem Sichtbaren und Greifbaren nicht aus, wir müssen das Reich des Unsichtbaren zu Hilfe nehmen. Sie nennen es Metaphysik oder Weltanschauung, wir Glauben.

Wichtig, rief Schwächting, sehr richtig! Aber wer von den beiden hat denn nun Recht?

Der, der mit seinem Zwischenfage die gegebenen Tatsachen am besten erklärt. Nicht bloß die Erscheinungen am Himmel und auf der Erde, sondern auch die des geistigen Lebens. Es würde zu erwägen sein, ob bei Ihrem ethischen Darwinismus das zu seinem Rechte kommt, was doch unzweifelhaft da ist, die Schuld und das Gewissen, und ob bei ihm ein andres Zusammenleben der Menschen möglich sein würde als nach Art der wilden Tiere.

Das sag ich ja, das sag ich ja, rief Schwächting.

Diese Tatsachen, fuhr der Herr Pastor fort, dürfen aber nicht nach Bedarf der schon angenommenen Theorie ausgewählt und gruppiert werden, sie müssen objektiv festgestellt und gewissenhaft gewürdigt werden. Die Erfahrung, die ernste persönliche Erfahrung hat hier das Wort.

Das sag ich ja, wiederholte Schwächting frohlockend. Das ist es, was ich immer gesagt habe. Sehen Sie, Doktor, man darf die Tatsachen, die einem gefallen, nicht wie Apfelschnitte an einen Faden reihen und das andre in den Rehricht werfen. Zum Beispiel das Christentum, weils einem nicht in die Entwicklungsformel paßt. Passen Sie auf, Doktor, wenn Sie einmal bis an den Hals in der Tinte sitzen sollten, dann würde Ihnen ein lieber Gott, der in der Not hilft, weniger undenkbar sein als jetzt, wo Sie hinter einem ausgezeichneten Tropfen auf dem Lehrstuhl sitzen. Proßt, Fräulein Van Teren!

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Aus der ablehnenden Antwort des englischen Gesandten in Fez auf die Einladung der marokkanischen Regierung zur Konferenz ist mit Unrecht auf das Scheitern des Konferenzprojekts geschlossen worden. England hat durch sein Abkommen mit Frankreich seine Interessen in Marokko gewissermaßen an die Republik übertragen und auf seine aus der Madrider Konvention von 1880 erworbenen Rechte zugunsten der französischen *pénétration pacifique* verzichtet. Wollte England jetzt dennoch die Konferenz beschicken, so würde es damit einseitig von seinem Vertrage mit Frankreich zurücktreten, und der französische Anspruch in

Ägypten usw. müßte folgerichtig wieder aufleben. Ohne seinem Standpunkt etwas zu vergeben, kann England erklären, daß es zur Beschickung der Konferenz keinen Anlaß mehr hat, aber im voraus alle Ergebnisse der Konferenz anerkennt, denen sich Frankreich unterwirft. Die Konferenz würde somit nicht an England, sondern nur an Frankreich scheitern können, das vor der Alternative steht, die Beschickung abzulehnen und damit in der Delcasséschen Sackgasse zu bleiben, oder — den Versuch zu machen, sich der Konferenz zur Bestätigung der französischen Wünsche zu bedienen, wozu freilich eine vorherige Verständigung mit Deutschland gehören würde. Wie es scheint, wird Frankreich die Konferenz nicht ablehnen. Der Sultan hat den sehr korrekten Standpunkt eingenommen, daß er bei aller Anerkennung der Notwendigkeit von Reformen solche doch nur in dem Umfang und mit den Modalitäten zulassen kann, die die Signatarmächte von 1880 gutheißen. Verzichten diese in der Mehrzahl auf die Geltendmachung ihrer Rechte, indem sie die Konferenz nicht beschicken, so haben es der Sultan und die französische Regierung nur noch mit den Mächten zu tun, die ihre durch die Madrider Konvention oder durch besondere Verträge mit Marokko erworbenen Rechte und Interessen nicht ohne weiteres preisgeben wollen. In der englischen Presse ist nun die Ansicht geäußert worden, daß sich Frankreich den deutschen Einspruch leicht durch Abtretung eines Hafens im Süden von Marokko vom Halse schaffen könnte. Nach deutscher Auffassung hat Frankreich in und von Marokko nichts zu verschenken, das kann höchstens der souveräne Sultan. Sollte dieser uns die Abtretung oder die Pachtung eines Hafengebiets vorschlagen, so hätte Deutschland zu erwägen, ob es sich ein zweites Kiautschou zulegen will, durch das es dauernd in neue Verührungen mit Frankreich und mit der muhammedanischen Welt gelangen würde. In der weiteren Entwicklung der Dinge werden Schwierigkeiten und Kämpfe zwischen Frankreich und Marokko, oder doch den Marokkanern, unvermeidlich sein, und Deutschland würde dann leicht Gefahr laufen, in Mitleidenschaft gezogen zu werden.

Soeben sehen wir uns in die Notwendigkeit versetzt, in größerem Umfange, als ursprünglich beabsichtigt war, an die Befestigung des Hafens von Tsingtau zu gehn, um ihn wenigstens gegen einen Handstreich zu schützen — haben wir einmal den Fuß auf marokkanisches Gebiet gesetzt, so ist damit der Anfang eines Wegs betreten, dessen Ende nicht abgesehen werden kann. Ein Hafen an der südmarokkanischen Küste würde allenfalls die Bedeutung einer Kohlenstation für unsre nach Westafrika und Südwestafrika gehenden Schiffe haben, aber diese Kohlen waren bisher in Teneriffa usw. ohne Schwierigkeit zu erlangen. Nehmen wir einen Hafen oder ein Stück Küste von Marokko, so fällt uns auch die Erschließung des Hinterlandes zu, es müßten also die deutsche und die französische Interessensphäre gleich sehr genau abgegrenzt werden, zumal bei den Bestrebungen Frankreichs, ein großes französisches Afrika im Westen dieses Weltteils zu schaffen, wie England im Osten. Ohne eine weit nach Süden und Osten gesicherte Interessensphäre im Hinterlande hätte ein Hafen zunächst kaum den Wert einer Einfuhrstation, wir würden im Gegenteil in einen schwierigen Wettbewerb mit Frankreich treten und mit dessen begreiflichem Interesse, mit großer Kapitalkraft in Marokko zu arbeiten. Der geheime Vertrag, den der Sultan vor Jahresfrist mit der Banque de France et des Pays bas abgeschlossen hat, sichert dieser ohnehin wirtschaftlich einen großen Einfluß. Zudem hätte die gesamte deutsche Einfuhr nach Marokko mit der viel längern Reise von Bremen, Antwerpen oder Rotterdam aus und den entsprechend höhern Frachtsätzen zu rechnen. Kurzum, es handelte sich für Deutschland um ein neues Wirtschaftsgebiet, zu dessen nutzbringender Eröffnung große Kapitalien nötig wären. Sind wir nun aber auch reich genug, an solche Unternehmungen zugleich in China und in Marokko, in der Südsee, in West-, Ost- und Südwestafrika zu gehn? Reich genug an Menschen jedenfalls, und bei einer bald vierzigjährigen Friedensperiode wird auch die Frage nach dem vorhandenen Kapital nicht verneint zu werden brauchen. Den Fuß nach Marokko setzen, heißt für Deutschland die Saat einer fernen Zukunft ausstreuen und kommenden Geschlechtern neue Ziele

stecken. Es ist nur die Frage, ob wir unsre wirtschaftlichen, politischen und militärischen Kräfte inzwischen nicht zu sehr zersplitterten.

Deutschlands Eingreifen nötigt Frankreich, seine Politik anders einzurichten. Das Kabinett Rouvier wird eine Politik nicht fortsetzen wollen, die Frankreich zur Dienerin des englischen Mißvergnügens gegen Deutschland machte. Aber die Bürgschaft für die Existenz französischer Ministerien ist nur gering, und das Kabinett Rouvier wird, um sich die Kammermehrheit zu sichern, eines durchschlagenden Erfolges bedürfen. Nachdem Herr Delcassé an der von ihm herbeigeführten Gefährdung der auswärtigen Beziehungen Frankreichs den Hals gebrochen hat, wäre es nur logisch, wenn das Kabinett Rouvier die Befestigung seiner parlamentarischen Stellung in der Verbesserung dieser Beziehungen suchte und fände. Leider hängt dieses logische Resultat von allerlei Einflüssen ab, die über den Kanal herüberpielen. Wir wollen auf unfreundliche Äußerungen englischer Admirale keinen übertriebenen Wert legen. Militärs, die es für richtig halten, über einen militärisch schwächeren Nachbar herzufallen, so lange er noch der Schwächere ist, weil er künftig einmal ein unbequemer Gegner werden könnte, hat es zu jeder Zeit und in allen Ländern gegeben, Deutschland nicht ausgenommen. Militärs, die so denken, mögen von ihrem Standpunkt aus sogar Recht haben, aber die Staatskunst ist dazu da, die verschiedenen Strömungen eines Landes einheitlich zu einem nutzbringenden Ströme zusammenzufassen, und zu verhindern, daß die Flut über die Ufer tritt. Unsre Beziehungen zu England sind so unerfreulich, wie es in der Geschichte beider Länder kaum je zuvor der Fall gewesen ist. Das zeigt sich nicht nur in der ununterbrochenen lügnerischen Hezerei eines großen Teils der englischen Presse, der die englische Regierung bei einigem guten Willen sehr bald durch eine loyale Erklärung ein Ende machen könnte; nicht nur in den Drohungen englischer Admirale und den nachweisbaren Intriguen der amtlichen englischen Politik, die uns überall als die Störer und Bedroher des Friedens und des Gleichgewichts hinzustellen sucht, sondern auch in den Beziehungen der Höfe. Der englische Hof hatte zu seiner Vertretung bei der Hochzeit unsers Kronprinzen, des Urenkels der Königin Viktoria, niemand übrig als den zweiundzwanzigjährigen Prinzen Arthur Connaught, und der Berliner Hof ist bei der Hochzeit der Prinzessin Margarete Connaught mit dem Prinzen Gustav Adolf von Schweden überhaupt nicht vertreten gewesen, obwohl die Prinzessin eine Enkelin des Prinzen Friedrich Karl von Preußen und ihr Bräutigam ein Urenkel Kaiser Wilhelms des Ersten ist. Der anwesende Erbgroßherzog von Baden vertrat nur den dem Bräutigam so nahe verwandten badischen Hof. Vergleicht man damit die Vertretung des preussischen Königshauses an allen Freuden- und Trauertagen der englischen Königsfamilie noch in der letzten Lebenszeit der Königin Viktoria und zu Anfang der Regierung des jetzigen Königs, so hat man einen deutlichen Gradmesser der augenblicklichen Beziehungen beider Höfe, zumal wenn man sich vergegenwärtigt, daß König Eduard noch vor Jahresfrist in Kiel war, dort mit großer Herzlichkeit aufgenommen wurde und mit dem Kaiser die freundschaftlichsten Toaste wechselte. Ebenso bei seinem Besuch in Hamburg, das jetzt von britischen Admiralen in Wort und Schrift bedroht wird.

Mr. Balfour liebt es, Großbritannien als das Lamm hinzustellen, das kein Wässerchen trübe. Demselben politischen Ideengang entsprach es, wenn er vor zwei Jahren der englischen Flotte allein einen defensiven Charakter zuerkannte, während keine andre Flotte diesen Anspruch erheben könnte — defensiv allerdings in der Verteidigung des englischen Vorherrschaftsanspruchs auf allen Meeren. Ebenso wenn jetzt während der Anwesenheit des Königs von Spanien in London dortige Blätter die Notwendigkeit enger Beziehungen zwischen England und den Mächten zweiten Ranges: Spanien, Portugal, Niederlande betonten, eine „Notwendigkeit,“ die darin besteht, daß England durch eine ihnen aufgezwungne Intimität im voraus die Hand auf ihren gesamten Kolonialbesitz legt und mindestens jede für England unerwünschte Veränderung verhindert. Und wie steht es in Ostasien? Vom englischen Einfluß in Tokio hängt es ab, in welchem Maße die Japaner den Fran-

zosen in Cochinchina oder den Amerikanern auf den Philippinen unbequem werden können, und da diesen beiden Mächten vorläufig nichts an ostasiatischen Konflikten liegen kann, so werden sie sich bis auf weiteres wohl oder übel zum mindesten in ihrer asiatischen Politik dementsprechend einrichten.

Immerhin liegt hier der Keim zu den möglichen Koalitionen der Zukunft, in denen auch Deutschland seinen Platz einzunehmen haben wird. Gibt es in England Staatsmänner und Admirale, die meinen, es sei hohe Zeit, uns niederzukämpfen, so hat die deutsche Politik — genau wie in der Situation von 1867 — jedes neue Friedensjahr als einen Gewinn zu betrachten und auszunutzen. Wenn zu der Zeit der Luxemburger Frage schließlich die Erwägung den Ausschlag gab, daß Luxemburg keines Krieges wert sei, daß aber jedes neue Friedensjahr Deutschland um hunderttausend Mann stärker mache, so müssen wir auch jetzt jedes neue Friedensjahr dahin ausnutzen, dem planmäßigen Ausbau unsrer Flotte so nahe wie möglich zu kommen. Jedes neue Linienschiff fällt zugunsten des Friedens in die Waage, je stärker wir sein werden, um so mehr und um so schneller wird im Auslande die Neigung abnehmen, Deutschland anzugreifen. Den hohen Grad der Unangreifbarkeit, den wir zu Lande erreicht haben, werden zur See erst spätere Generationen erreichen können, dazu sind die modernen Flotten zu kostspielig. Aber nachdem uns die Engländer den großen Dienst erwiesen haben, die Gefahr mit beredten Worten in nächster Nähe zu zeigen und immer wieder darauf hinzuweisen, dürfen sie versichert sein, daß sie nicht tauben Ohren gepredigt haben, und daß wir die Liebenswürdigkeit eines solchen Dienstes nicht besser bewerten können, als indem wir ihm Rechnung tragen.

Das Alles wird uns nicht hindern, die englischen Gäste, die gegenwärtig auf deutschem Boden weilen, um unser Städtewesen zu studieren, auf das herzlichste aufzunehmen und ihnen durch Wort und Tat zu beweisen, daß bei uns in Deutschland keinerlei Feindschaft gegen England besteht, wenigstens nicht gegen ein solches, das mit uns in Frieden, Freundschaft und guter Nachbarschaft leben will. Einer der bedeutendsten Staatsmänner unsrer Zeit soll, als ein britischer Diplomat den Versuch machte, ihm zu beweisen, daß England ernstlich mit der Gefahr einer deutschen Invasion rechnen müsse, lächelnd erwidert haben, ob man denn in England einen zweiten Normannenzug im zwanzigsten Jahrhundert tatsächlich für möglich halte, und ob das seemächtige Großbritannien im Ernst der Ansicht sein könne, hiergegen eines Schutzes oder gar der Bündnisse zu bedürfen? Diese Frage soll auf den britischen Diplomaten, der die Gegnerschaft gegen Deutschland zu schüren als seine besondere Aufgabe ansieht, doch etwas deprimierend gewirkt haben. Hoffentlich nehmen seine Landsleute, die sich gegenwärtig von der Blüte des deutschen Städtewesens unter den Eindrücken einer zuvorkommenden Gastfreundschaft überzeugen, die Gewißheit mit nach Hause, daß eine britische Politik ein Unsinn, ja eigentlich ein Verbrechen ist, die es unternimmt, die in Deutschland lebendigen freundlichen Gesinnungen für England gewaltsam in ihr Gegenteil zu verkehren, und die Kraft des Deutschen Reichs unnötig auf die Seite der Gegner Englands zu drängen. Mag Deutschland auch manchen politischen und wirtschaftlichen Ambitionen Großbritanniens in China und an andern Punkten der Erde unbequem werden — die Welt ist groß genug, den Angehörigen beider Nationen eine friedliche Betätigung und Verwertung ihrer Arbeit zu ermöglichen. Der Weltfriede würde viel mehr gesichert sein, wenn die Möglichkeit eines deutsch-englischen Gegensatzes aus der Rechnung der friedenstörenden Kräfte endgültig ausscheiden müßte.

Nach dem Friedensschluß zwischen Rußland und Japan werden die Verhältnisse in Ostasien sehr viel mehr in den Vordergrund treten. Japan wird zu beweisen haben, ob es sich die Früchte seiner Kriegserfolge auch durch Friedensarbeit zu sichern versteht. Die eigentlichen Ziele der japanischen Politik werden dann klarer werden. Nach Lage der Verhältnisse wird sie unvermeidlich einen expansiven Charakter annehmen. Zunächst kommt die Wirkung all dieser Ereignisse auf China in Frage. Die europäischen Mächte und Nordamerika haben an der Integrität Chinas ein gemeinsames Interesse, andrerseits wird Japan schwerlich die Russen

aus der Mandschurei verdrängt haben, um diese einfach an China zurückzugeben. Eine solche Absicht würde, wenn sie bestünde, in Japan selbst einem starken Widerspruch des Volkes begegnen. Japan hat sich einen Platz in der Reihe der Großmächte erobert, es wird und kann als solche nicht Inselreich bleiben wollen. Aber indem es auf den asiatischen Kontinent hinübergeht und sein eignes Volkstum stark mit dem chinesischen mischt, schwächt es die Quellen der Kraft und der Tugenden, aus denen es so unerhörte Erfolge geschöpft hat, und es gibt zugleich seine bisherige Unverwundbarkeit preis, ebenso wie Indien Englands verwundbarste Stelle ist.

Ein Vierteljahrhundert lang nach dem Frankfurter Frieden lagen die Schwerpunkte aller großen politischen Fragen auf der Balkanhalbinsel und zwischen Metz und Paris. Seitdem haben der japanisch-chinesische, der spanisch-amerikanische und der russisch-japanische Krieg ein völlig neues Welttheater erschlossen, auf dem völlig neue, zum Teil ganz unberechenbare Kräfte agieren. Neben den Kriegsheeren sind die Flotten in den Vordergrund getreten, mit ihnen die überwältigenden Kräfte der modernen Technik. Für den Krieg wie für die Friedensarbeit sind neue Bedingungen des Sieges und des Erfolges geschaffen worden. Aber je vervollkommener die Kampfmittel sind, die die Technik für die Kriegs- wie für die Friedensarbeit liefert, desto höher wächst zugleich der Anspruch an die moralischen Qualitäten der Heere wie der Völker. Für die Zerstörung wie für die Produktion und die Überwindung der Entfernungen hat die Technik uns Hilfsmittel geschaffen, die an das Wunderbare grenzen, aber Sieg und Erfolg werden um so mehr in Krieg und Frieden nur bei den höchsten moralischen Eigenschaften, der vollkommensten Schulung und der unerschütterlichsten Pflichttreue sein. Heute wie bei Leuthen und bei Rossbach. Pflegen wir in allem, was auch die Zeit von uns verlangen mag, diese alten erprobten Grundlagen unsers Staatswesens — und der Reichsbau wird aus allen Wettern, die seiner harren mögen, fest und unverfehrt hervorgehen. Seine Zukunft liegt in dem einen Worte beschlossen: die Pflicht. \*g\*

Berichtigung. Die durch das Pfingstfest verkürzte Arbeitszeit hat es veranlaßt, daß in dem in letzter Stunde zum Druck gegebenen Aufsatz: Der Reichskanzler in der Haft der Arbeit ein paar Fehler unkorrigiert geblieben sind. Es muß auf Seite 599, Z. 7 v. o. heißen: im Oktober 1900, und: zu Homburg, Z. 20 v. o.: zurücktritt, und S. 603, Z. 16 v. o. statt der große: der rechte Mann.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

**Odol**

Absolut bestes Mundwasser der Welt!